

## Gherry Stiße von Katja

Jazzband spielt, Lichter blitzen, gedämpft und strahlend zugleich, Kellner eilen geschäftig, auf spiegelnder Tanzfläche drehen sich die Paare im starren oder schmelzenden Rhythmus exotischer Musik. Die kleine Bar ist überfüllt, denn draußen weht es bereits kalt und unfreundlich. Auch Menschen, die über irdische Güter verfügen, haben deshalb noch lange nicht den gleichen Geschick. Manche lieben die streng geschlossene Gesellschaft ihrer Klasse, manche ziehen es vor, an unfreundlichen Abenden zu Hause am Kamin zu sitzen und ein Buch zu lesen, andere wiederum reisen fort, um in den Bergen Ski zu laufen oder sich in der Sonne des Südens zu wärmen. Und dann wieder gibt es solche, die sich am wohlsten fühlen bei Tanz, Alkohol und der unverbindlichen Liebe eines Mädchens, deren Beruf es ist, Freunden zu spenden. Wonach man sie auch nennt, und von denen ein großer Dichter sagte, es gäbe nichts Traurigeres als eben solche ein „Freundenmädchen“.

Die Besucher einer Bar sind meist junge Leute. Kellner ziehen jene anderen bereits geschilberten Genüsse vor. (Das Skilaufen ausgenommen.) Und so sitzt auch an diesem Abend in der „Florida“-Bar, seitlich in einer Nische, ein Kreis junger Männer beisammen. Söhne wohlhabender Eltern, verwöhnt, übersättigt, an Arbeit und frühes Aufstehen keineswegs gewöhnt und auch nicht dazu erzogen. Manche sind heiter, leichtfertig, oberflächlich, und das Glimmern der Lichter, die bizarren Akkordfolgen der Musik, ein billiges Rächeln geschminkter Mädchen genügt, um sie glücklich zu machen. Manche hingegen sind blasfiert, übersättigt, finden alles dumm und sinnlos. Einer jedoch an diesem Tisch ist melancholisch.

„Sherry“, ruft der Barkeeper von seiner Theke hinüber, „trink noch einen. Macht ja heute ein geradezu grüßliches Gesicht. Wirft die Gäste verschrecken.“ Der „Sherry“ Genannte hebt den Kopf, macht den Versuch eines Lächelns. „Hast recht. Mir mir was aus deinem Geheimrezepten. Aber es muß viel Gin dabei sein. Freddy, hörst du? Tüchtig Gin.“ Der Mixer lacht. „Sollst zufrieden sein, old boy.“ Geht ans Werk.

Sherry sitzt wieder da, mit melancholischem Miene auf seinen Cocktail wartend. Er mischt sich nicht in die Unterhaltung der Freunde, die von Spiel, Wetten und „Weibern“ handelt. Ihre Gespräche langweilen ihn, er kennt sie bis zum Ueberfließ. Sherry ist ein schöner Junge. Etwas mehr als mittelgroß, schlank, schmal. Das Hübscheste an ihm ist das Haar. Es glänzt wie sauberes Gold und liegt weich um sein Gesicht, in dem die weiße wohlgeformte Stirn auffällt. Es ist eine gute Stirn. Sie steht im krassen Gegensatz zu den Augen, die von übermäßigem Alkohol- und Raufgast-Genuss trüb-erschwommen blicken, zu dem verhurten Mund, in dessen Winkel sich Ueberdruß und Ekel ausbreiten. Sherry heißt in Wirklichkeit ganz anders. Dies ist sein Spitzname, weil er den bräunlich-glühenden Wein Spaniens — den „Sherry“ so über alles liebt. Am grauenenden Rande des Tages schwankte ein junger Mann heim, den der Wirtener jener

weißen Villa am Rande der Stadt mit tiefer Verneigung und den stereotyp gewordenen Worten: „Guten Morgen, Herr Stranfsky, gute Nacht, Herr Stranfsky“, empfängt. Das ist dann „Sherry“, Vladimir Stranfsky, einziger Sohn des bekannten Großindustriellen — Sie kennen doch alle die Lichtreklame vom Benzelsplatz „Glas, Porzellan, nur von Stranfsky“ — verwandelt. Man kann nicht behaupten, daß Vladimir der Stolz seines Vaters ist. Dieser hat sich, wie es in der Sprache der Bourgeoisie genannt wird, „heraufgearbeitet“. Das heißt, er hat mit rückwärtslosem Egoismus und unter brutaler Vernichtung zahlloser Existenzen, viel, viel Geld gemacht. Jetzt gibt ein überdimensionales Fabrikgebäude, bestehend aus Glas, Stahl und Beton, von dem Emporkommenen Kunde. Es beschäftigt viele hundert Arbeiter und Angestellte. Es ist erfüllt von Fleiß und Maschinigkeit. Der Einzige, den es nicht im geringsten interessiert, ist der Erbe dieses ganzen, zäh geschaffenen Besitzes. Vladimir wird es direkt unbehaglich beim Anblick von soviel Licht und Helle, arbeitssamen und ernst Menschen. Nur, wenn es sich gar nicht vermeiden läßt — dies ist z. B. der Fall, wenn sein Monatswechsel (der recht stattlich ist) wieder einmal nicht gelangt hat — fährt er von der weißen Villa in das Haus aus Glas und Stahl. Seine Schultern senken sich müde, wenn er für die ergebnen Grüße dankt, unsicher wird der Blick seiner verschwommenen Augen, wenn er durch die rauchlosen Räume in das Privatbüro seines Vaters geht. Nein, der alte Stranfsky hat keine Freude an seinem Sohn. Verflucht, da ist er heute noch aus anderem Schrot und Korn. Breitschultrig und, wenn auch schon grauhaarig, noch immer sein Kostverächter. Noch immer von saftiger Lebensfreude erfüllt. „Hätte das blasse Hühnchen nicht heiraten sollen, sondern die Marie“, denkt er manchmal. „Da wäre ein anderer Junge zustande gekommen.“ Marie, war derb und heiter wie er. Nur kein Geld hatte sie. Das „blasse Hühnchen“, Tochter eines Fabrikanten aus der gleichen „Branche“ besah jedoch genug davon. So kam es, daß auf der einen Seite Stranfskys Unternehmen groß und stark wurde, der ohne Liebe gezeugte Sohn aber blaß und schwächlich. Fast empfand der Alte dem Jungen gegenüber manchmal so etwas wie ein Schuldgefühl. Dann gab er ihm die gewünschte Summe. Manchmal allerdings tobte er, und dann trug es das „blasse Hühnchen“ davon. Es verbrachte seine Tage mit dem Lesen nervenkehlender Romane und dem Knabbern französischer Pralinen. Außerdem liebte es den einzigen Sohn abgöttisch, verzick ihm alles und verwöhnte ihn grenzenlos. Was konnte Sherry dafür, daß er so war, wie er war? Ein Produkt seiner Verhältnisse und wahrlich kein erfreuliches . . .

Doch hatte Sherry — man muß gerecht sein — auch seine guten Seiten. Unter anderem schrieb er durchaus nicht ungedachte Gedichte. Sie liefen leer in schöner Form. Besungen, merkwürdig zart, poetisch und grotesk zugleich, das nächtliche Leben in den Bars, auf den großen

Plätzen und Boulevards, das Treiben der Menschen, die in diesen Bars und auf diesen Boulevards lebten. Sie kannte Sherry ausgezeichnet. Ihre Laster und ihre Leidenschaften, und er sah auch nicht ohne Schärfe das proletarische Gees, das diesen Narrenzug begleitete: die Gigolos und die Blumenverkäuferinnen, das gespenstisch-weiße Gesicht eines Mädchens von der Heilsarmee, den Bettler am Straßentrand, Frauen mit Kindern am Arm, bittend um eine Gabe, Kuppelmütter, junge und alte Dirnen. Solche, die sich mit dem Glanz der Jugend flüchtige Freuden erkaufen und solche, die mit den Abfällen vorlieb nehmen mußten. Die Kellner sah er, Proleten im Frack, denen er oft morgens auf dem Heimweg in abgerissenen Mänteln begegnete. Er sah all das Kranke, Müde und Faule, doch seine Feder verwandelte es nicht in bittere Anklage oder ätzende Satire, sondern einzig und allein in ästhetisch-resignierende Melancholie. Wäre es anders gewesen, die Zerkumpene hätten sich entrüstet von ihm abgewandt. So aber fühlten sie sich geschmeichelt, ihn in ihrer Mitte zu haben, und sie nannten Sherry einen „Dichter“. Er nahm ihre Bewunderung nicht immer mit Behagen hin, doch tat sie ihm wohl und war das Einzige, was ihn erheiterte. Denn auch die Liebe vermochte Sherry nicht nachzurütteln.

Wenigstens das, was ihm bis jetzt als Liebe begegnet war. Kennenlernen bei einem Tanztée oder in einer Bar. Meist schon im Austausch und nur die Sinne geschärft, von Bier nach Genuss. Der Geist schlief dabei. Das Herz auch. Schnell genommene, schnell vergessene Liebe. Und um des Himmels willen nur nicht ein Mädchen aus der eigenen Gesellschaft! Nicht. Dies hätte zu ganz und gar unerwünschten Konsequenzen führen können. Sherrys höchste Glückseligkeit im Liebesgenuss bedeutete: angefüllt mit Gin und Kokain irgendwo in einem Stundenhotel zu liegen. Ein schwarzhaariges Mädchen neben sich, dem er seine Gedichte vorlesen durfte. Das Mädchen hörte sie sich an und dachte dabei an die vielen Hundert-Kronenscheine, die vorher aus Sherrys Portfeuille hervorgehoben hatten. Sie seufzte. Aber dieser Seufzer galt nicht Sherrys Gedichten, sondern entsprang dem Verlangen nach dessen Hundert-Kronenscheinen. Das Mädchen war nicht böse. Es war nur arm. Und brauchte Geld für Miete, Kohlen und Wäsche. Was wollt ihr? Warum verlangt ihr Moral von den Hungernden?

Der Barkeeper stellt den Cocktail hin vor Sherry. Sherry trinkt ihn in einem Zug. Scharf brennt der Gin. Sieht Feuer ins Blut. Die Melancholie fällt ab von Sherry wie ein dunkler Mantel. Munter wird er plötzlich, lebendig, an teilnahmsvoll. Er steht auf das Tanzparkett. Die Gäste drehen, wiegen und strecken sich jetzt nicht, sondern ein Mädchen, eine sogenannte „Solo-Nummer“ tanzt zur Unterhaltung. Sherry reißt sich verwundert die Augen. Kommt es vielleicht vom Gin, daß ihm dieses Mädchen so schön erscheint wie keine, die er je gesehen? Sein Top ist sie. Schmal und schwarzhaarig. Aber noch mehr

als das. Ihr Tanzen, ihre Gebärde, ihre Gesten sind erfüllt von eigenwilligem Rhythmus. Straff und federnd ist der junge Körper. Die Augen leuchten, um ihren Mund zuckt echte Glut. Das ist noch keine von den Verbrauchten, Abgestumpften. Hier ist ein Mensch in seinem Element. Und das Tanzen scheint Notwendigkeit für ihn, wie für andere das Schreiben, das Malen, das Erfinden.

Sherry geht zum Barkeeper. „Wer ist das Mädchen?“ — „Eine Neue. Heute zum erstenmal hier. Tanzt fein, was?“ „Ines“ nennt sie sich. Na, du weißt ja, Lotte Müller wird sie heißen.“ Ines wirklicher Name lautete, wie Sherry von ihr selbst bald erfährt, zwar nicht Lotte, aber immerhin Grete Müller. Sie kamte nicht aus Spaniens heißer Glut, sondern schlichtweg vom Berliner Wedding. Jemandem „Kind der Liebe“, wußte sie weder von Vater noch von Mutter. Im Waisenhaus war sie zuerst aufgewachsen, und später, da sie sich als renitent erwies, steckte man sie in eine „Fürsorge-Anstalt“. Dort brannte sie bei passender Gelegenheit durch, und das Schicksal machte aus dem Berliner Proletariatskind Grete Müller, die internationale Parketttänzerin Ines. Oblieden war ihr vom Wedding das quellfrische, furchtlose Mundwerk. Man merkte ihrer Erzählung ohne weiteres an: sie verschwiegte nichts, und fügte nichts hinzu.

Sherry gefiel sie wie noch nie ein Mädchen. Er lud sie ein zu Tanz und Sekt, zu Kokain und Liebe. Schon freute er sich darauf, ihr seine Gedichte vorzulesen, im Dämmer einer verhangenen Lampe, irgendwo in dunkler Gasse. Aber Ines alias Grete Müller unterschied sich von den meisten ihrer Berufskolleginnen. Sie trank nur wenig, tanzte mäßig, Kokain und Liebe lehnte sie sogar ganz energisch ab. Immerhin erklärte sie sich bereit, Sherrys Gedichte anzuhören. Ergeben zog sich dieser mit Ines in eine verborgene Nische zurück. Kam es, daß er zu wenig berauscht von Wein, sie zu nichtern von Natur aus war — Sherrys Gedichte verfehlten zum erstenmal im Leben ihre Wirkung. Sogar gefiel er selbst Ines sehr. Sein sanftes goldenes Haar, die sehrmalen wachst-weißen Hände, der ganze hübsche dochmalome Junge. „Was machst du eigentlich?“ fragte Ines. Sherry sah sie erstaunt an. „Ich? Oh, nichts. Weißt du, mein Vater hat eine Fabrik. Da läuft alles von selbst.“ Dunkel erinnerte sich das Proletariatskind an die Fabriken des Berliner Nordens, zwischen denen es aufgewachsen war. Rauchende Schornsteine, schwarze Luft, in der man kaum atmen konnte. Sirenen-geheul und die langen Reihen grauer Menschen, Frauen und Männer, die in das offene Tor strömten. Viele darunter mit milden, erschrockenen Gesichtern. „Von selbst läuft es? Ach! Du hast es gut. Ich muß mich mit den Agenten plagen, um jedes Engagement gibt es einen Kampf, und das Leben ist aufreibend. Weißt du, ich bin allerdings vernünftiger als die anderen. Trink so wenig wie möglich, schmupp kein Kokain und laß mich überhaupt auf kein Lotterleben ein. Ist manchmal nicht leicht. Es gehört nämlich zum ungeschriebenen Kontrakt, daß man nicht nur als Tänzerin seine Pflichten erfüllen muß, sondern aus als . . . na, kannst dir denken. Aber Grete Müller ist nicht so dumm. Ne, mein Lieber.“ Sie lachte und sah reizend aus. Dann schüttelte sie den Kopf. „Du, daß dir das Spaß macht. Immer so hier herumhüpfen. Wenn ich nicht müßte . . .“ — „Was würdest du tun?“ fragte Sherry und spürte zum erstenmal im Leben ein Herz-Klopfen, das nicht vom unmäßigen Genuß kam. „Ach! Ach, ich würde richtig tanzen lernen. Gymnastik, Rhythmus, Ballett, klassische moderne

Schule. Wenn ich nur das Geld dazu hätte.“ Sherry rief feurig: „Ich werde es dir geben. Ich werde dich zu einer großen Tänzerin machen. Aber zuerst werde ich dich heiraten, denn ich liebe dich.“ Ines lachte schallend auf, und Sherry war sehr beleidigt. „Ich werde dir beweisen, wie ernst es mir ist. Zwar bin ich noch nicht volljährig, aber gleich morgen werde ich mit meinem Vater reden.“

Der alte Stransty war nicht wenig erstaunt, als sein Sohn früh am nächsten Tage — früh wie noch nie — im Privatkontor auftauchte und um eine Unterredung bat. Als Sherry zu Ende gesprochen hatte, lachte der Alte schallend und böse auf. „Machte eine nicht mißzubersehende Gebärde mit dem Finger auf die Stirn. „Jetzt wirds mir doch zu bunt“, sagte er abschließend. „Von morgen an kannst du als Volontär in einer Niederlassung von uns arbeiten, zehn D-Zugstunden von hier entfernt. Ländliche Einsamkeit wird dir gut tun. Geh nach Hause und pack deine Sachen.“

Sherry packte seine Sachen. Nur — er reiste nicht in die ländliche Einsamkeit. Sondern er brannte mit Ines alias Grete Müller durch. Ines hatte ein hübsches erspartes Geld, Sherry seine goldene Uhr, einen in Platin gefaßten Brillantenring, ein goldenes Zigarettenetui und etliche Tausend-Kronenscheine. Ines glaubte, daß dies für die Begründung ihres Glückes reiche. Sie wollte, man solle sparsam damit umgehen, Sherry Tanzunterricht nehmen und sich dann gemeinsam mit ihr produzieren. Was hätte Sherry damals nicht getan? Beim Tanzunterricht stellte er sich geschickt an, denn das fiel in die gewohnte Sphäre. Mit dem Sparen wollte es jedoch nicht gehen. Nach dem Auftreten verlangte sein alkoholgewohnter Körper den Rauschzustand, geschafsen aus Wein und Gift. Die Folge davon war, daß Sherry am nächsten Morgen nicht rechtzeitig aufstand, daß er die Proben versäumte und einmal auch den Zug, so daß sie kontraktbrüchig wurden und hohe Konventionalstrafe zahlen mußten.

Ein Jahr waren sie jetzt zusammen. Noch immer liebte das Proletariatskind den feinen, hübschen Jungen mit den zerbrechlichen Händen. Aber der helle, scharfe Verstand in ihr war wach. Trotz allem. Und sagte, daß es besser sei, sich von Sherry zu trennen. Denn bei ihm bleiben, be-

deute: Mit-Untergehen.“ Schon standen sie wegen ihrer Unpünktlichkeit, Nachlässigkeit und wiederholten Strafgehdern auf der schwarzen Liste aller Agenten. Und als es Ines zum so- undsovielten Male wieder versuchte, sagte man ihr brüsk: „Ihnen allein wollen wir Engagements verschaffen. Aber nicht zusammen mit dem Sherry. Durch den haben wir nur Verger.“ Ines kannte keine Sentimentalität. Sie gehörte zu jenen Empfindungen, die sich nur solche leisten können, denen es an Zeit und Geld für Luxusbedürfnisse nicht mangelt. So packte Ines ihre Sachen und verschwand.

Sherry hingegen, mit müdem Kopf aus schwerem Rausch erwachend, geriet in einen Zustand der Raserei, als er der Freundin Flücht entdeckte. Er demolierte die Möbel der ärmlichen Pension, in der sie ihr Quartier aufgeschlagen hatten, und die Folge war, daß man ihn hinauswarf. Nicht, ohne sich an seiner restlichen Habe schadlos gehalten zu haben. Sherry irrte durch die Straßen und fand das Leben sinnlos. Zwar hatte er Ines in der letzten Zeit gar nicht mehr so sehr geliebt, aber sie war doch der einzige Mensch, das letzte bißchen Halt für ihn gewesen. Was sollte er tun? Heimkehren als verlorener Sohn? Ja, wenn die Pose etwas genutzt hätte. Aber der Alte wollte nie, nie mehr etwas von ihm wissen. Die Mutter, das „blasse Hühnchen“ hatte diese Nachricht Sherry übermitteln lassen. Arbeiten? Aber was. Nichts gelernt, gewohnt, von diesem Leben nur zu fordern, sprach seine ganze Existenz dem Sinn der Arbeit Hoohn. Also blieb nur: vor die Hunde gehen. Zuhälter konnte man werden. Ein Mädchen würde sich finden, das für ihn auf den Strich ging. Die Mädchen hatten ihn gern. Sein Haar, seine Hände. Sherry wußte das. Aber, pfui Teufel, das wollte er auch nicht. Sherry zählte sein letztes Geld. Es reichte gerade, um sich noch einmal, wie er es nannte, einen „Maron Kopf“ zu trinken. Er suchte das nächste Lokal auf. Trank und trank. Doch es fiel ihm nichts ein. Nichts, als daß er noch eine Dosis Kokain bei sich hatte, genug, um allen Sorgen ein Ende zu bereiten. Es schien ihm das Beste. Er mietete sich ein Hotelzimmer, sperrte die Tür ab und legte sich ins Bett. Langsam, bedächtig nahm er ein Pulver nach dem anderen. Sherry starb einen sanften, schönen Tod. Sanfter und schöner, als er ihn verdient hatte.

## Einfluß des Films auf die Jugend

### Interessante Untersuchungen unter Jugendlichen

Man hat im allgemeinen die widersprechendsten Vorstellungen über den Einfluß des Films auf die Jugend. Das Thema ist schon in den verschiedensten Variationen behandelt worden.

Die Studie von Alois Funk „Kino und Jugend“ gestattet uns auf Grund von Untersuchungen bei 14.865 jungen Menschen beider Geschlechter zwischen 14 und 18 Jahren Feststellungen, die uns bisher nicht möglich waren.

Zunächst ist die Anziehungskraft des Kinos längst nicht so groß, wie man sagt. Nur 18.6 Prozent der befragten jungen Menschen gehen mindestens einmal wöchentlich ins Kino. 34.5 Prozent sind niemals im Kino gewesen. (Wir folgen dabei den Feststellungen Funks.) In den kleinen Städten und Dörfern — es handelt sich um Deutschland — sind 10.2 Prozent regelmäßige Kinobesucher und fast 50 Prozent von den befragten Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren waren noch niemals im Kino.

Die Mädchen gehen seltener ins Kino als die Knaben. Der Sonntag ist der Tag des Kinobesuches 68 Prozent der männlichen Jugendlichen und 42 Prozent der weiblichen Jugendlichen wählen den Sonntag.

Funk legte allen folgende Frage vor: „Warum gehen Sie ins Kino?“ Die Mehrzahl der Jugendlichen antwortete „um die Zeit zu verbringen“: 50 Prozent der Knaben und 62 Prozent der Mädchen. Nur 29 Prozent der männlichen Jugendlichen und nur 28 Prozent der weiblichen Jugendlichen erklärten, das Kino zu besuchen, um sich weiterzubilden.

Einige Antworten sind köstlich. So erklärt ein Coiffeur-Lehrling, daß er Filme ansieht, um gute Manieren zu erlernen und die neuesten Moden zu sehen. Ein anderer Lehrling erklärte, daß er ins Kino gehe, um Unterhaltungstoff für die Kunden zu haben. Ein junger Arbeits-

Isfer sieht sich im Film mit Vorliebe schöne Frauen an, da er sie im Leben doch niemals besitzen wird. Ein schwacher Trost für viele andere! — Ein Hotelangestellter liebt Filme mit komischen Texten, um einmal aus vollem Herzen lachen zu können. Ein Landarbeiter von 16 Jahren erklärt: „Ich habe nichts während der Woche. Ich rauche nicht. Ich trinke nicht. Ich habe keine Braut. Also gehe ich ins Kino. Da zeigt man mir all das, was ich entbehre. Ich bleibe immer

zwei Vorstellungen lang im Kino und sehe mir so alles zweimal an.“

In einigen Antworten wird auch von der Liebe gesprochen. So sagt ein Jugendlicher: „Im Film sieht man, wie man den Mädchen den Hof machen muß. Und ich lerne das, da.“ Ein anderer Jugendlicher äußert sich zum gleichen Thema wie folgt: „Ich weiß durch den Film wenigstens, wie ich mit jungen Mädchen sprechen muß.“

## „Dorfandacht“

Von Margarete Neumann.

Der kleine Pjotr hängt am Glodenstrang. Schweißtropfen kühlen im Rhythmus des Schwingens über die aufwärtsstrebende Nasenspitze, bilden winzig kleine feuchte Pünktchen oberhalb der Spitze, verursachen ein unerträgliches Jucken an der sonnenverbrannten Haut. Der Junge zieht mit aller Kraft, beide Hände umspannen das Seil.

„Heilige Mutter Gottes! die Zeit vergeht heut gar nicht!“ Scharf fließt der Blick durch den schmalen Holzspalt des Verschlags, heftig pocht das Herz. Pjotr hat Angst, das „heilige Väterchen“, der Pope, wird ihn erwischen, merken, daß der Bub wieder mal den Großvater vertritt, der in der Lehmhütte seinen Rausch ausschläft. Dann wird das „Väterchen“, im Born des eigenen Rausches, Pjotrs mühsam geflickten Hosenboden tüchtig bearbeiten, wie sooft vordem.

Bam, bam, bam, mahnt der Glocke Ton, schwingt windbewegt in die Lehmhütten zu den armen Dörflern, in das Anwesen des Großbauern, durch das geöffnete Tor in des Juden Bring Haus am Waldestrand. Bam, bam, bam. „Eile dich Njura, Liebe! Lauf, lauf! sonst holen dich die Gloden!“ neckt Nohi Bring, des Juden Tochterlein, die alte Magd. Die bekreuzigt sich erschrocken, wischt mit der Schürze über das erbleichte Gesicht.

„Wirst auch gut auf das Essen aufpassen, Täubchen?“

„Ja, ja, sei unbesorgt, Njura!“

Die alte Njura verläßt das Haus, eilt quer über die abgemähten Wiesen in das Dorf.

Bam, bam, bam — in der Stille, die das einsame Haus umgibt, klingt das Gebimmel aufdringlich laut an des Mädchens Ohr. Ueberläßt die schleichen Schritte des Großbauern Pawel, der — unsichtbar für Njura — hinter dem weitaufstehenden Hausstor versteckt war.

Bam, bam, bam — „Nimm das Läuten heute kein Ende?“ Nohi schaut auf die Uhr, atmet erleichtert auf. In zwei Minuten wird die lästige Mahnerin verstummen. Das Mädchen neigt sich aus dem Küchenfenster: „Putti, putti, putti...“ Der Rodruf verklingt im gelenden Schreckschrei, der unter derber Hand erstickt.

Bam, bam, bam...

„Wehr dich mein Täubchen! Hahaha!“ höhnt Pawel. Nohi leucht vor Anstrengung. Todesangst ergreift sie. Mopatelang setzt ihr Pawel nach, hebt die Dorfjugend gegen sie. Und jetzt! Jetzt hält es sie umklammert, kein Mensch in der Nähe, der helfen könnte... Entsetzen packt die Ueberfallene, sie weiß, was ihr bevorsteht. Fester wird die Umklammerung, hebt sie empor, wirft sie zu Boden... heißer Atem über ihrem Mund, rohe Hände basteln an ihrem Rock. Wahnsinn krallt ins Hirn, gibt Riesenkraft.

Bam, bam, bam — — und Stille.

Endlich kann der kleine Pjotr die juckenden Kobolde von der Oberlippe verjagen. Besorgt es mit bloßen Handrücken. Läuft über den Feldweg zu Großvaters Hütte.

„Djadja, rasch, 's ist höchste Zeit!“

Böhsig reckt sich der Alte, blinzelt den Jungen an, lacht:

„Zeit genug, Väterchen Pope schläft selbst seinen Rausch aus. Doch komm, hilf mir! Oh, heiliger Schutzpatron, wo ist mein Messehemd?“

Pjotr zieht etwas Grauwiehes unter der Ofenbank hervor:

„Da, nun aber rasch!“

Flink kleidet der Junge den Alten an, verwandelt ihn in einen würdigen Diener der Kirche. „Du, mein Täubchen, sonnig strahlender Augenstern, was wär ich armer Barfüßler ohne dich — du Kognase!“

Sanft drängt der Knabe den Großvater ins Freie und bald ertönt eine weiche Wahstimme über die Dorfstraße.

„Kommt alle, ihr Rechtgläubigen. Hell strahlen Gottes Lichter — die Kerzen. Opfert, ihr Braven, dem Schutzpatron! Heiß brennt der Sand unter den bloßen Füßen. Trocken ist Mitternachts Erde. Kommt alle, ihr Rechtgläubigen, damit der Herr Regen spende!“

Njura schließt sich als Letzte der Prozession an. Unruhe befüllt sie. Andächtig kniet sie im Kirchenschiff, neigt sich tief zur Erde. Des Popen Stimme ist sorggetränkt: „Ihr sagt, ihr wäret arm? Geizig seid ihr, meine Mäudigen, nicht opfern wollt ihr für euer heiliges Väterchen, ich aber sag' euch...“

„Um Christwillen, Väterchen, ihr seid ja noch befoffen!“ Djadja zieht den Popen am Aermel.

„Schweig, Teufelsbrut! Hörst nicht auf des Bösen Zunge, ihr Vieben! Befoffen, sagst du, bin ich! Na, wart nur, alter Bod!“... die Stimme des Popen überschlägt vor Aerger. Schon vernimmt man Räuspfern, verhaltenes Lachen. Die Dörfler kennen ihr heiliges Väterchen gut. Mag der nur schwächen, sie beten zu ihrem Gott in ihrer Sprache:

„Möge es endlich in Strömen regnen. Die Erde, das Vieh, der Mensch, alles dürstet, alles verbrennt. Mögen Wolken uns beschatten, zur Erde fallen als göttliches Raß, sonst müssen wir verhungern!“

Auch die alte Njura beiet: „Möge nur Nohi gut aufpassen, damit das Essen nicht anbrennt! Hätte sie nicht allein lassen sollen. Der Jude hat es mir verboten. Ob der Braten knusprig wird? Herr Jesu Christ! Und regnen müßt es auch bald!“

Die Alte bekreuzigt sich dreimal.

Bam, bam, bam, bam, bam! Feueralarm!?

Entsetzt springen die Dörfler auf. Dem Popen bleibt der Mund schreckaufgerissen. Djadja stößt ihn beiseite, läuft zum Holzver-

## Verdächtiger „Hasen“-Braten



schlag. Ihm nach die Dörfler, voran die alte Magd.

Bam, bam, bam! Im zerfetzten Kleid, das blutig zerkrachte Gesicht umweht vom schwarzen Haar, zieht Nohi Bring den Glodenstrang. Gelendes Lachen entringt sich dem Munde. Jetzt erkennt sie Njura, läßt das Seil los, wirft sich schreiend in die Arme der Alten.

„Täubchen, Engelchen, du mein reines Seelchen! Was haben sie dir getan? „Selbst, heiligt, ihr Gläubigen, sie stirbt!“ schluchzt die Alte. Die Dörfler tragen das Mädchen in Djadjas Lehmhütte, bleiben dicht gedrängt an der Tür.

Hoch steht die Sonne am Himmel, ergießt ihre Blut über das Dorf als wollte sie Rache nehmen für das gestörte Bittgebet.

Bam, bam, bam... Friedlich klingt der Glocke Ton, kündigt die Mittagstunde.

Bam, bam, bam, schwingt es windbewegt in die Hütten der Dörfler, zu des Großbauern Anwesen, in des Juden Bring Haus am Waldestrand.

Durch das Küchenfenster dringt ein Sonnenstrahl. Einem strafend ausgestreckten Finger gleich durchbricht er den Raum, bleibt an dem am Boden liegenden erwürgten Pawel haften.

## Was mancher nicht weiß

Die größte Verderbnis ist Rost. Es ist berechnet worden, daß in der ganzen Welt jährlich etwa zehntausend Millionen Mark verloren gehen durch den Schaden, den der Rost an Eisen und Stahl anrichtet.

Gobelins nennt man Teppiche mit eingewirktem Muster, die zur Bekleidung von Wänden benutzt werden. Der Name rührt von ihrem Erfinder, einem französischen Härbler her.

Noch immer gibt es auf unserer Erde große Stücke unerforschten Landes. Zum Beispiel weiß Kuba ein großes Gebiet auf, von Santiago bis Cap Cruz, das noch ganz unbekannt ist und aus

# Nationalisierung

Von Ludwig.

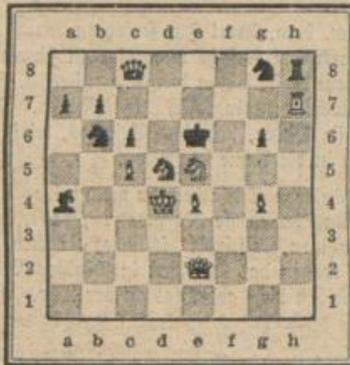
hohen Bergen mit zahlreichen Höhlen besteht, in denen sicher manche interessante Entdeckung gemacht werden könnte. Bekanntlich flüchteten die Indianer in diese Höhlen vor den Grausamkeiten der spanischen Siedler. — Auch im Nordosten von Kolumbia, an der Grenze von Venezuela, gibt es ein Bergland, das von Europäern nicht betreten und nur von Indianern bewohnt wird. Hier bietet das Land dem Vordringen weißer Männer große natürliche Schwierigkeiten, abgesehen von dem feindlichen Verhalten der eingeborenen Stämme. Auch die Ufer des Amazonasstroms sind zum größten Teil unbekannt. Das gleiche gilt von den Flüssen der brasilianischen Provinz Mato Grosso und von der Wüste östlich des Bingu Niber in Bahia. Die versuchte Erforschung dieser Wüste hat vor vier Jahren dem Oberst Falveit, seinem Sohn und einem Freunde das Leben gekostet. Auch zwischen Baitalsee und Himalaya sind noch unbekannte Länderstrecken, ebenso hat Arabien noch geheimnisvolle Gebiete, die vielleicht sogar hochinteressante Ueberbleibsel aus alten Zeiten bergen.

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönbau

Schachaufgabe Nr. 213.

Schwarz: Kc6, Dc8, Th8, Sb6, g8, La4, Ba7, b7, c6, g6. (10).



Weiß: Kd4, Dc2, Te7, Spd5, e5, Bc5, g4, e4 (8).  
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 209: Dg3—g7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Schubert Josef, Bokau; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Grimmer Emil, Katharinaberg; Hieke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Ulbert Rudolf, Proseditz; Kraus Gerhard, Turn; Bittner Richard u. Fuchs Hans, Kleinauzend; Walter Ludwig, Robek Franz, Schmid Ferdinand, sämtlich Wwitkau; Fritsch Gustav, Wisterschan.

Schachsektion Zuckmantel veranstaltet am Samstag, den 8. Dezember, in Zuckmantel „Zaupers“ Gasthaus ein Simultanspiel, zu welchem Gen. Schöpka, Komotau, an beliebiger Anzahl Bretter antritt. Schachfreunde, welche sich an diesem Spiel beteiligen wollen, melden sich dort vor Beginn des Spieles. Anfang 1/9 Uhr abends. Eintritt frei.

Schachsektion der D. T. J. in Zuckmantel trug in letzter Zeit Spiele gegen die neugegründete Abteilung des D. T. J. Souš bei Brüx aus. Das erste Treffen, welches in Dux ausgetragen wurde, gewannen die Zuckmantler mit 6 1/2:1 1/2 Punkten. Diesem Spiele folgten eins in Tschausch und eins in Zuckmantel. Auch hier blieben die Zuckmantler beidemals siegreich. Die Ergebnisse waren 6 1/2:1 1/2 und 3:1.

Mondeslicht flutet durch die zerbrochenen Fensterseiben in die Maschinenhalle. Grünzelbes Licht huscht über die Dinge wie schleimiges Algenrün der Verwesung. Ach, seit Jahren schon regen sich in diesem Raum keine Arme mehr; weder eiserne, noch solche aus Fleisch und Blut. Es ist ein Jammer um diesen Stillstand! Wie die Motoren stille stehen! Mumien sind heute weiter nichts, bloße Museumsstücke, Alteisen samt und sonders, das Kilogramm um wenige Groschen. Der Rost frisst sich auf Schwungradern ein und versandet die Sebelgelenke. Wirft auf glatte Stahlflächen Blasen wie die Pest. Auf den Treibriemen, die man einfach vergessen hat, in der Hast der Betriebsperre, liegt schon fingerhoher Staub.

Netzt wo das Mondlicht auf den vereinsamten Maschinen liegt, scheinen sie wie Gespenster, die drohend die dürrn Arme reden, die Beine von sich strecken, die ins Leere greifen, um die Trostlosigkeit des Schweigens zu durchbrechen. Schrecklich diese Impotenz abgestellter Maschinen, dieses Säghen ins Nichts!

Sechzig Arbeitern gaben sie Brot. Freilich: vor fünf Jahren. Und der Unternehmer, Herr Benno Bloch, fuhr zwei moderne Wagen, seine Gattin spielte alljährlich Tennis in Cannes und Blochs Freundin ging es inzwischen auch nicht übel. Dann kam die Nationalisierung.

Nationalisierung? Hat nichts mit ratio, mit der Vernunft, zu tun. Schlagwort einer Zeit, die ihre Unzulänglichkeit hinter hochtrabenden Phrasen verbirgt, Schlagwort, geboren am Totenbett des Kapitalismus. Der Vernunftlose, der nach der Vernunft ruft, die er stets mißhandelt hat.

Natio! Ehe es zu spät ist. Die Quacksalberei der Wirtschaftsführer feiert Orgien. Soll man auf die geheiligte Profirax verzichten? Seit wann machen die Geldsäcke Revolution?

Ser mit der Vernunft! Vernunft: das ist Ersparung bei den Produktionskosten, Abbau der Arbeiter, ohne den Fortgang des Betriebes zu gefährden. Pah, nur keine Sentimentalitäten, die wirtschaftlichen „Gegebenheiten“ fordern rücksichtsloses Durchgreifen!

So kam die Nationalisierung bei Benno Bloch. Zwanzig Mann flogen aufs Pflaster, wurden ins Heer der Stempfer einberufen. Der Betrieb bekam einen kurzen Atem, begann rhythmisch zu keuchen. Hauptsache, das Ding klapperte so halbwegs. Ja die Nationalisierung!

Man muß nur wollen. Zwei Zufälle gab's im Betrieb. Nur so nebenbei, es fiel weiter gar nicht auf.

Einem riß es die Hand weg, dem andern zerquetschte es den Kopf. Nichts für schwache Nerven. Sollen halt aufpassen die Leute und nicht von den Folgen des Abbaues reden. Noch sind zu viel Leute da. Eigentlich: der Berger ist entbehrlich und der Unterhuber, wenn man bedenkt auch der Kopsfisch, der Kramer und der Leibner... Was verstehen die Leute von der Nationalisierung?

Nationalisierung, die neue Methode. Auf der ganzen Welt: Nationalisierung. Auf der ganzen Welt Armeen von „Entbehrlichen“, Hunger, Verzweiflung, geballte Fäuste, auf der ganzen Welt Menschen, die nichts mehr konsumieren, Nationalisierung — eine Eiswelle, die germalmend über die Städte kriecht, Fabrikamine umwirft, alles Leben germalmt, eine neue gräßliche Eiszeit, die Mammutkängerne niederwirft.

Auch Bloch mußte aufpassen, die Arbeiter und Angestellten mußten gehen, er fuhr nicht mehr in zwei Wagen, seine Frau nicht mehr nach Cannes, Blochs Freundin fand sich einen anderen Daseinsgefährten. Einen Sicherangestellten mit Pensionsberechtigung.

Netzt hieß es Krise. Die Regierung versprach rasch Hilfe, pumpte Riesensummen in die verstopften Kanäle der Privatwirtschaft.

Sozialisierung! rief die Stimme des Aufwaches. Nur gemacht! Die Regierung gab nur Darlehen und Geschenke, damit der Wirtschaftsleben neu „angefurbelt“ werde und — verstärkte die Polizeimannschaften.

Kurbelt man mit Panzerwagen und Maschinenpistolen, mit Tränengas und Bajonetten den Wirtschaftsmotor an?

Mondeslicht flutet algenrün in die Maschinenhalle, die nichts anderes ist, als eine Leidenslampe. Die Silhouette eines Polizisten, der draußen vor der Fabrik steht, wird sichtbar. Der Mann der Ordnung bewacht den Schlaf der Eisenhebel. Ob es eine Auferstehung gibt? Ein Leben nach dem Tode?

Einmal werden die Kanfaren der neuen Welt das Ervachen künden. Eine Idee wird den Maschinen neues Leben einhauchen, wird die Räder treiben, die Arme von Eisen und Fleisch.

## Weiteres

Ein Pastor will ein Scheidungslustiges Ehepaar wieder ausöhnen; zu diesem Zwecke redet er des langen und des breiten auf den Mann ein und verjämmt darob, sich zu seinem Mittagessen zu begeben. Ein- oder zweimal holen ihn seine Kinder — er läßt sie immer wieder warten und predigt weiter. Schließlich aber kommt die Pastorin zornentbrannt herein und schreit ihn an: „Wenn du jetzt nicht sofort kommst, schmeiß ich den Braten beim Fenster hinaus!“ — Worauf der angepredigte Mann seelenruhig sagt: „Sehn S', Herr Pastor — grad so machst es mir meine Alte auch...“

Ein Herr sitzt in einem Restaurant und trinkt das bestellte Krügel Bier auf einen Zug aus, als er bemerkt, daß auf dem Boden vom Krügelglas eine tote Fliege zurückbleibt. Er

nimmt die Fliege, setzt sie auf den Tisch, ruft den Kellner und verlangt, auf die Fliege geizend, ein Erfaßbier, was der Kellner auch unter Entschuldigungen bringt. Die Szene beobachtet am Nebentisch ein anderer Herr. Er steht auf, geht zum anderen Tisch, nimmt die noch immer auf dem Tisch liegende Fliege zwischen zwei Finger und fragt: „Entschuldigen Sie, bitte, ist die Fliege frei?“

Der berühmte Geiger Josef Joachim lernte als nicht mehr ganz junger Mann in Berlin Eislaufen, stellte sich aber sehr ungeschickt an. Nachdem Joachim öfter hingefallen war, jagte der Eislauflehrer: „Ja, ja, Herr Professor, Eislaufen ist nicht so leicht wie Geige spielen!“

„Haben Sie auch schwere Fälle in Ihrer Praxis, Herr Kollege?“ „Zawohl, eben gehe ich zu einem; er ist mir schon über ein Jahr mein Honorar schuldig.“